

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Dieser Gedanke, statt ihn zu beruhigen, erfüllte ihn mit Langeweile und Widerwillen. Ein Vorgefühl schreckte ihn, daß die seit langem beherrschte Angst vor dem Tode jeden Augenblick wieder erwachen könnte, — die gemeine, menschliche Angst. Daß sie ihn nicht mit einer Kette, sondern mit einer dünnen elenden Strippe an die gleichgültigen Ereignisse dieser Welt, der er bereits so entfremdet war, fesseln würde. Daß er handeln wird wie alle und empfinden wie keiner von denen, die leben. Daß er täglich lügen wird wie ein Sklave, daß er täglich mit der Frage: was soll mir diese Tat? erwachen und am Abend vor dem Schlafengehen wünschen wird, nicht mehr zu erwachen. Er wird sprechen, er wird hören, sehen, sich bewegen, wie eine seelenlose, in Betrieb gesetzte Maschine. Und dennoch wird er, wenn er erkrankt, sich heilen lassen und den Ärzten besorgt in die Augen sehen.

Wie dumm!

Langsam, sanft sank die Wand des Einschnittes, die ihm für lange Zeit die Welt verborgen hielt, vor seinen Blicken herab. Plötzlich öffnete sich eine breite, tiefliegende Niederung. Von dem hohen Damme herab umfaßte sein Blick ein überraschendes Bild.

Wie eine Traumvision war alles wunderbar, erstaunlich. Die Erde hob sich dem Himmel entgegen, und die flammenden Wolken ließen sich auf sie herab. Die unermessliche Welt hatte kein Ende. Alle Grenzen verschwanden, und die Augen ergriffen gläubig das wahre, geheimnisvolle Bild der Erde.

In dieser Stunde tönte ihm das für den menschlichen Verstand kaum faßliche große Wort entgegen. Wie die Stimme Gottes in den Schöpfungstagen hing es unbegreiflich über der Erde, alles Leben erwedend, die menschlichen Schicksale bestimmend. Die Seele fühlte ihren eingeborenen Zusammenhang mit allem, was lebt, und versank mit Lust in das geheimnisvolle, mütterliche Element. Sich selbst vergessend, hörte sie auf zu sein und fand sich doch überall wieder: in der purpurnen Wolke, in der goldenen Wolke, in dem silbernen Schimmer des Taues, in den weißen Nebeln, die sich durch die Kette wanden. Sie fragte nichts mehr, denn überall bot sich ihr die Antwort. Sie sorgte nicht mehr, denn sie war wie an der Brust der Mutter.

Die reiche Farbenpracht in den stets sich verändernden und wechselnden Formen der Morgendämmerung spiegelten sich in dem breit ausgegossenen See. Er schien die ganze Ebene auszufüllen. Von der einen Seite entstieg ein Nebel aus ihm und erhob sich wie Raubballen gegen den Himmel. Streifen lösten sich los und schwebten langsam dahin, ein zauberhaftes Bild von Massen, die bald sich zusammenballend, bald ausdehnend, seltsame flüchtige Gebilde formen. Sie kamen von der Erde, stiegen auf und blieben über ihr hängen. Es vereinigte sich die Wasser der Erde mit den Wassern des himmlischen Raumes. Sie zogen hin, um in den unendlichen Weiten zu schweifen. Ueberall werden sie sie selbst und bei sich sein: in der Feuchtigkeit des Regens, im Schneesturm und in seinem Wehen, im Polareis, in den Abstürzen des Gletschers, auf den Ebenen Sibiriens, in den Wolfenbänken des Wendekreises, in den Säften der Pflanze, im Blute des Menschen . . .

Hinter dem See war ein weitläufiges Dorf auseinandergeireut. Die Nebel durchzogen es und schienen die Gärten, Scheunen und Bäume mit sich fortzutragen. Alles bewegte sich aufwärts, wankte und schien zusammen mit den schlafenden Menschen auf einer traumhaften Wanderung begriffen. Die dunklen Flächen der Bäume und der Dächer verschwanden bald, bald tauchten sie aus den grauen Schleieren hervor. Einsam, hoch, stand der schlankt Glockenturm, zwei Reihen von Bappeln führten nach irgendeinem Hof . . . Alles war ganz alltäglich.

Dennoch war Marek überzeugt, daß er einem großen, tiefbewahrten Geheimnis beizuhörte. Ihm war, als vollziehe sich eben jetzt, in diesem Augenblick, auf der Grenze zwischen Tag und Nacht, vor Aufgang der Sonne, das große Mysterium der Welt. Und daß er im Verborgenen sein Mit-

wisser sei. So war es noch vor einem Augenblick: jetzt aber war er bereits ein eingeweihter Teilnehmer. Er erinnerte sich an seine Erfahrung aus der Kindheit, daß die Welt anders aussieht, wenn die Menschen schlafen. Er erinnerte sich seiner Neugierde von damals, die allerfrühesten Eindrücke aus seiner Jugend kamen wieder. Sie waren ebenso frisch, ebenso unberührt und von dem gleichen wunderbaren Zauber wie damals. Er sah mit den Augen des Kindes, und wie einst, war die ganze Welt märchenhaft. Und plötzlich überkam ihn die lebhafteste und sichere Vorstellung: was er sehe, wäre schon einmal vor seinen Augen gewesen, was er fühle, hätte er schon erlebt. Wann es war? Gleichviel — es war. Und er brauchte sich nicht mehr zu beweisen, daß, was er sah und fühlte, wahr sei. Er wußte, daß dieser flüchtige Augenblick, dieses Jetzt, etwas unbeschreiblich Großes für ihn bedeute. Er wußte, daß er es nicht noch einmal erleben wird, und befahl sich, es sich zu Gemüte zu führen, zu verstehen, festzuhalten.

Felder, Wälder, Dörfer zogen vorbei. Die aufgehende Sonne traf ihn in die Augen, — traf ihn mit unergründlicher Freude. Eine inhaltslose Begeisterung erfaßte ihn, preßte ihn zum Ersticken, wie ein wollüstiger schmerzlicher Krampf. Seltsame Dinge gingen in ihm vor, aber er wunderte sich über nichts.

Auf dem Wege trieb ein kleiner Hirt eine Kuh dem Walbrand zu. Das schon gewordene Tier rannte von der Wiese nach dem Wald, und der Knabe winkte mit dem Hut und rief dem Zuge lachend etwas nach. Ihre Augen trafen sich für eine Sekunde. Der Zug ging weiter, und Marek hatte die Seele voll von diesem kindlichen Lachen.

Sehnsucht nach Menschen ergriff ihn, nach einer vertrauten, herzlichen Aussprache, nach einem freundschaftlichen Händedruck. Die Ergriffenheit wollte fast sein Herz sprengen. Der Wille nach der Tat als Ausdruck der wiedererwachten Kraft, welche er in jedem Nerv seines Gehirns, in jedem Muskel seines jungen Körpers fühlte, trat heftig aus seinem Bett über die Ufer.

Warte nur, warte! rief es in ihm wie ein Versprechen und wie ein Gelübde. Im Kopfe wimmelte es von Einfällen und Wünschen. Weit fort in die Höhe entführte ihn sein Traum. Schöne Unmöglichkeiten versuchten ihn. Jede Wirklichkeit schmückte sich wieder.

Er glaubte einen Blick auf sich zu fühlen, und Mitleid, Reue und unendliche Freude ergriffen ihn. Was hatten diese dunklen Augen alles gelitten! Wie mochten sie ihn in der ganzen Welt suchen! Wie oft mochten sie wohl sein junges, verurteiltes Leben beweint haben! . . . Wann war es, daß er zum letztenmal in sie geblickt und in ihnen gelesen hatte, was die treue, liebende Seele zu ihm sprach? Schwer drückte das Joch der Sehnsucht, das sich so plötzlich auf seinen Nacken legte. Eine zornige Ungeduld erhob sich in ihm. Es erwachten die erstorbenen, ausgehungerten Wünsche. Alles erwachte wieder zum Leben, Gutes und Böses, Verständiges und Unvernünftiges, Kleines und Großes. Aber noch wußte Marek nicht, daß er aus dem verfluchten Kreis des Todes bereits entkommen war. Daß er aufs neue ein lebendiger Mensch geworden.

Er schloß fest ein. Nach einigen Stationen erwachte er, wurde augenblicklich munter und warf einen raschen Blick auf sein Gepäc. Es befand sich auf seinem Platz. Er zündete sich eine Zigarette an und sah durchs Fenster. Seine Gedanken waren jetzt ruhig, alltäglich. Er dachte gemächlich an seine Angelegenheit, überlegte und erwog, was er zu tun hatte, als er plötzlich einen Blick auf sich gerichtet fühlte.

Am anderen Ende des Wagens saß ein einsamer Reisender. Marek erhaschte noch seinen prüfenden Blick, aber sofort wandte sich der Fremde zum Fenster und saß gleichmütig hinaussehend da. Es war übrigens durchaus kein Fremder.

Marek zog, um sein Gesicht zu verbergen, eine alte Zeitung hervor und stellte sich, als würde er lesen. Er war verwirrt, böse über die Störung und böse über sich selbst. Es war so angenehm, allein den Gedanken nachzuhängen, er hatte sich mit sich selbst so wohl gefühlt, — und nun erscheint ein ungebeter Gast und zwingt einem dumme, ärgerliche Gedanken auf. Die Situation war in der Tat dumm, lächerlich und aufreizend.

Marek konnte der Versuchung fast nicht widerstehen, an den Herrn heranzutreten, ihm einen tüchtigen Klaps auf die Schulter zu geben, wie man es früher oft gemacht hatte, sich recht heftig und herzlich mit ihm abzuküssen, so daß die Zähne knirschten, und dann von jenen schönen alten Zeiten zu plaudern. Vom Professor Lopata, von dem alten, fahien „Gomer“, von den Kollegen, von dem Trunkenbold Suischenka, dem Gehilfen des Klassenordinarius, dem Spion und Gefangenenlehrer, dem sie vor etwa ein Dutzend Jahren die herrlichsten Streiche gespielt hatten in der Stadt K. Von der schmutzigen Konditorei auf dem Ringplatz, wo die älteren Schüler zu einer Partie Billard und einer kleinen Sauferei heimlich zusammenkamen. Von den nächtlichen Expeditionen in Zivil, von dem terroristischen Attentat auf den Lehrer Wojanka, dem verrückten Kerl, der niemand mehr als „Genügend“ gab, und der vor lauter Gelehrsamkeit sich schließlich an der Klinke erhängte. Von Fräulein Anulja, in welche der eine verliebt war, und von der wunderschönen Kasja, die den andern begeisterte. Was mochten sie wohl treiben, diese Damen, ohne die sie damals nicht leben konnten, und die jetzt fremde Kinder aufziehen? — Von den ausgedehnten, gemeinsamen Bädern im schmalen Bach, wo man auch Kriebie fing, zur Prüfung büßelte, und in dem sie sich als Quintaner, aus Liebeskummer eines Tages im schönen Monat Juni, auf freundschaftliche Verabredung und aus gleicher Not, ertränken wollten, da weder Fräulein Anulja noch Kasja . . .

Ich, wie dunun! Zum Teufel noch einmal! . . . Den gleichen einfachen Gedanken hatte in seiner Ecke auch der Kollege Schablowski, einst im gemeinsamen Studierzimmer Schablon genannt. Sie ärgerten sich beide. Jeder wußte, was der andere dachte, und dennoch wandten sie die Augen voneinander ab und stellten sich auf die blödsinnigste Weise an, als erkannten sie sich nicht. Dabei war der Wagen ganz leer. So fuhren sie eine Weile.

Schließlich konnte es Marek nicht mehr aushalten und beschloß, solange als irgend möglich, zum Fenster hinauszusehen. Er beugte sich hinaus und traf Aug in Auge mit dem alten Kollegen zusammen, welcher etwas früher auf die gleiche Idee gekommen war und in seinem Fenster hing. Sie mußten Beide laut lachen.

„Weshalb lachst Du, alter Idiot?“
 „Aus dem gleichen Grunde wie Du! Wie dumm!“
 „Ja, es gibt allerhand Dummes auf der Welt. Laß uns plaudern!“
 „Wann haben wir uns wohl zuletzt gesehen?“
 „Na, doch auf dem Meeting bei Schlenker! Auf der Dzija.“

(Fortsetzung folgt.)

4) An die Scholle gebunden.

Von Gustaf Janson.

Der Bauer drehte sich auf dem Absatz herum und ging ärgerlich dem Hause zu. Auf halbem Wege blieb er stehen und rief über die Achsel:

„Was hat er eigentlich hier zu suchen?“
 „Ueberleg' er's sich, hab' ich gesagt!“ ermahnte Hans.
 „Zum Kukud . . .“
 „Man soll nie was verschwören!“ fiel Hans ein.
 Jörnig wandte ihm der Bauer den Rücken, Hans blickte ihm eine Weile nach und setzte dann seinen Weg fort.
 Wie gewöhnlich suchte er alte Bekannte auf und redete in feiner Kurz angebundenen, einsilbigen Weise über gemeinsame Interessen. Gegen Nachmittag stellte er sich am Wege, der vom Kaufmannsladen nach der Südseite der Insel führte, auf. Außerlich ruhig, schielte er bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Um sieben Uhr kam ein einzelner Mann des Wegs. Er hatte den Kopf verbunden und trug eine Ziehharmonika unter dem Arm. Als er Hans Mortensson gewahr wurde, blieb er auf zehn Schritt Entfernung stehen, unschlüssig, ob er weiter gehen solle. Endlich sagte er Mut und ging mit trostiger Haltung auf den Wartenden zu. Als er an Hans vorüberkam, sagte der drohend:

„Ja, hü! er sich . . .“
 Der Knecht schielte seitwärts, wagte aber nicht, etwas zu erwidern, sondern ging eilig weiter. Hans folgte ihm nach und ließ ihn nicht aus den Augen. Der blieb am Gehege des Kaufmanns stehen und spähte abwechselnd nach Hans und nach dem Wohnhause hinüber. Ärgerlich über seine eigene Unentschlossenheit, griff er nach der Harmonika und begann eine Polka zu spielen. Nach wenigen Minuten trat Karin aus dem Haus und ging zur Pforte hinab.

Gächst befriedigt bemerkte Hans Mortensson, der ohne den Knecht aus den Augen zu verlieren, von seinem Platz aus alle

ihre Bewegungen beobachtete, daß ihr Gruß nicht besonders herzlich war. Nach einigem gleichgültigen Geschwätz am Lattenzaun trat Karin auf die Straße hinaus und schlug den Weg ein, der bei Hans vorüber führte. Zögernd folgte ihr der Knecht. Wenige Schritte vor dem Wartenden entfernte, ging Karins Begleiter auf die andere Seite des Wegs hinüber.

„Karin,“ redete Hans sie an, als das Mädchen an ihm vorüberkam.

„Was gibt's?“ entgegnete sie kurz.
 „Ich will mit Ihr reden.“ Da sie keine Miene machte, stehen zu bleiben, schwieg Hans und schloß sich unaufgefordert dem Paar an.

„Wenn ich aber nicht will?“ jagte sie trozig.
 „Darauf kommt's nicht an, wenn ich nur will.“
 Karin schnaubte verächtlich, aber Hans verzog keine Miene. Schwiegend gingen sie zwanzig Schritte weiter, als Hans einleitend hujete:

„Soll der da, Keller heißt er wohl, auch mitgehen?“
 „Das wird er wohl, wenn's ihm gefällt,“ entgegnete Karin abweisend.

„Sonst hätt' ich ihr was zu sagen.“
 „Reinetwegen kann er's für sich behalten.“

„Ich sag's dennoch.“
 Wiederum trat eine Pause ein, indes die drei den Waldweg fortsetzten. Unwillkürlich ging Hans langsamer und Karin maßigte demgemäß ihre Schritte.

„Will sie den dort heiraten?“
 „Geh's ihn was an?“ speiste ihn Karin ab.
 „Vielleicht doch.“

„Ne, so was lebt nicht!“ Das Mädchen zuckte die Achseln und bestrebte sich vergebens, eine geringschätzig Miene anzunehmen.

„Antworte nun auf 'ne andere Frage,“ fuhr Hans unbeirrt fort, „will sie statt dessen mich heiraten?“

„Der Kerl ist wohl nicht bei Sinnen?“
 „Antworte mir und kümmerge sie sich nicht um anderes, das ist meine Sache.“ Dabei blieb er stehen und blickte sie ruhig und fest an.

Karin tat ein paar Schritte, als wolle sie sich aus seiner Nähe entfernen, aber die weibliche Keugierde forderte ihr Recht, weshalb sie zauderte, um den Mann ordentlich zu beschauen, der auf eine so eigentümliche Art freite. Dabei begegnete sie dem offenen Blick in Hans Mortenssons ehrlichen Augen und, wie es ihr schon einmal ergangen war, erzitterte eine Saite in ihrem Herzen. Daß der Mann vor ihr es ernsthaft meine, unterlag keinem Zweifel. Verwirrt und verlegen begann sie unschlüssig an einem Bande zu pupfen, das unter dem Nieder hervorguckte, indes sie abwechselnd ihn und Per Keller musterte, dessen dumme Miene ihresgleichen suchte. Ungewiß, wie sie sich verhalten solle, tat sie, als halte sie alles für einen Scherz.

„Ach, er hat mich nur zum besten,“ brach sie aus und versuchte zu lachen.

„Erst antworte, dann woll'n wir weiter sehen.“
 „Meint er's im Ernst?“ sagte Karin leise mit unsicherer Stimme.

Hans nickte nur, wie er's stets zu tun pflegte, wenn er anstatt zu antworten, sich mit einer Gebärde behelfen konnte.

Karin versuchte sich zu sammeln, als ihr Blick Per Keller streifte, der weitergeschlendert war, sich aber nicht aus der Hörweite entfernte.

„Kann er das sagen, wenn's 'n anderer hört?“ stammelte sie zwar zaghaft, aber mit unverhohlenen Verdruss.

„Ich hab' ihn nicht hierher gebeten.“

Abermals glitt Karins Blick von Per Keller zu Hans Mortensson und zurück. Ihr Busen wogte auf und nieder, und dunkle Rote bedeckte die gebräunten Wangen. Keller war noch ein Junge, der ihr seit dem Frühling nachgelaufen war, und da es ihr besser dünkte, ein e n n Bewunderer, als gar keinen zu haben, hatte sie sich nicht abweisend gezeigt. Instinktiv fühlte sie, daß sie ebenso wenig an ihn gebunden sei, als er Liebe zu ihr empfinde. Außer dem hatte sie bald die Dreißig überschritten und . . .

„Na . . .“ brang Hans Mortensson in sie. Karin heftete ihr eines Auge auf ihn, und ohne sich an seine Ungeduld zu kehren, dachte sie: ja, ein Mann ist er, und mit diesem Bewußtsein veränderte sich ihre Miene und unwillkürlich trat sie einen Schritt näher.

Lachend nickte Hans Mortensson ihr zu. Daß eine natürliche Scheu ihre Lippe band, schien ihm begreiflich, weshalb er vorschlug, daß sie Per fortschide.

„Du's selbst,“ entgegnete sie gelassen.

Hans blickte sie forschend an, ob er recht gehört habe, klatschte dann in die Hände, daß es durch den Wald schallte, worauf er auf Per zuging.

„Paß auf, nu wird's was sehen, Gelbschnabel!“
 Per Keller ahnte Gefahr und lief, als gelte es das Leben.

Ein trotz seiner Herzlosigkeit helles Lachen folgte ihm. Zum erstenmal erlebte Karin, daß zwei Männer um ihre Gunst stritten, was sie in ihrem eigenen Bewußtsein hob.

Durch ihr Lachen angespornt, lief Hans den Weg hinab, aber der behendere Per gewann den Vorsprung und verschwand hinter einer Krümmung des Pfades, worauf Hans Mortensson zu Karin zurückkehrte. Besonders schön war sie nicht, aber das war ihm

Nebensache. Er war weit umhergekommen und meinte die Welt zu kennen, auch wußte er, daß ein paar starke Arme und ein breiter Rücken mehr Wert für ihn hätten, als vergängliche Schönheit. Er legte Karins linken Arm um seinen Nacken, griff mit der Rechten um ihre Taille und zog sie mit sich in den Wald hinein.

Hundert Schritt davon stand Per Keller und starrte auf den leeren Weg zurück. Er begriff nichts von alledem und sperrte vor Verwunderung Augen und Maul auf. Nachdem er eine Weile vergeblich versucht hatte, zur Klarheit zu gelangen, rückte er seinen Leibgurt zurecht, stopfte ein frisches Briemchen in den Mund und ging weiter, indes er eine traurige Melodie pffiff. Zuerst tauchte hinter einer Anhöhe seine Ziehharmonika, dann sein verbundener Kopf auf, und damit verschwand er für immer aus Karins Leben.

Der Sieger aber brach sich den Weg durch Gestrüpp, und das Weib, das er fest umschlungen hielt, folgte ihm, dem Stärkeren, willig.

Auf einem offenen Platz im Walde ließen sie sich auf einem moosbewachsenen Stein nieder.

„Die Hand her!“ befahl Hans, und Karin gehorchte unterwürfig.

Er presste ihre Hand, daß ihr die Tränen in die Augen traten, aber mutig hielt sie die Liebesflut aus.

„Jetzt sind wir einig,“ sagte Hans und fügte nach einer Weile hinzu: „Morgen beginnen wir.“

„Jesses, man kann doch nicht vom Dienst und allem rennen, ohne“

„Wohin hält's Maul, sonst stopf' ich's ihm . . .“

„Auch muß einer wohl was haben, um anzufangen . . .“

„Das wird mit der Zeit angeschafft.“

Hätte der Mann an ihrer Seite nicht mit solcher Ruhe gesprochen, würde Karin nicht überzeugt gewesen sein. Aber dieser Sicherheit gegenüber verstummten ihre Widersprüche.

„Du weißt natürlich kaum, wer ich bin,“ begann Hans Mortensson, nachdem er einige Minuten über eine passende Einleitung nachgedacht hatte. „Gleichviel,“ fuhr er fort, „ich habe auch nicht gefragt, wer Du bist, so find wir quitt. Aber Du mußt wissen, daß ich nicht viele Worte mache. Viel Zeit haben wir nicht, so ist's besser, alles gleich ins reine zu bringen, so brauch' ich's später nicht. Ich bin hier auf der Insel geboren, das Gehöft dort hinter den Birken gehörte meinem Vater, jetzt hat's 'n anderer. Der Hof soll einmal mein werden und im Geschlecht bleiben. Gott weiß, aus welchem Holz mein Bruder gemacht ist, daß er alles im Stich ließ und dabovong, nun komm' ich an die Reihe. Jetzt fehlt mir's an Geld, ich denke, wir schaffen den Rest mit'nander. Allein geht's nicht, aber zu zweien soll's wohl gelingen. Was sagst Du dazu?“

„Herzliebster . . .“ stammelte Karin überrascht und zupfte an ihrem Kleide.

„Ja, Du weißt natürlich nicht, wie's gehen soll, 's kann man auch nicht verlangen, denn Du hast nicht drüber nachgedacht. Aber ich habe Tag und Nacht hin und her gegrübelt, nun weiß ich's.“

(Fortsetzung folgt.)

Schneetiere.

Von Alwin Nath.

Ein so vorzügliches Beispiel eines Schneetieres unser heimisches Hermelin ist, so haben wir durchweg von ihm doch eine weniger gute Vorstellung als von einem anderen Schneetier, das in den eisigen Alpenhöhen und auf den höchsten Gipfeln der Pyrenäen, Scandinaviens, Islands und Nord Sibiriens lebt. Vor unseren Delikatgeschäften sehen wir im Winter wie im Sommer solche Reihchen eines weißen Federwildes, daß man kaum begreift, wie diese Schneehühner, die in den verschneiten Eisfeldern vielfach ein kärgliches Hungerdasein führen, noch immer eine reichliche Jagdbeute abwerfen. Im Sommer, wenn der Schnee wegtaut, passen sich auch ihre Farben wiederum der Landschaft mehr an. Rücken, Hals und Kopf werden allmählich im Frühling in einer sogenannten Frühlingsmauser aschgrau bis schwarz, und nur am Bauch und an den Flügeln bleibt das Winterweiß wie ein paar große Schneeflecken hängen. Das Merkwürdigste bei diesen „Schneefarben“, für die wir immer noch keine recht handliche Erklärung haben, bleibt in diesem Fall beim Schneehuhn, daß es zum Beispiel auf dem Felsgestein, das es bewohnt, jedesmal genau die Töne dieses Bodens annimmt. Daß sein Fleisch eine so begehrte Delikatesse ist, hat seine Ursache in der Nahrung, die aus Preiselbeeren, Heidel- und Brombeeren, aus Blumenknospen, Blättern der Alpenweide, würzigen Tannenspitzen usw. besteht. Ist aber auch der letzte Grashalm unter einer alles bedeckenden harten Eiskruste verschwunden, dann scheuen sich die Schneehühner nicht mehr, selbst in die Wohnungen ihres schlimmsten Feindes, des Menschen, zu kommen, um sich, wie Fieber versichert, etwas Nahrung zu erbetteln.

Das bei uns heimische Hermelin, der nächste Verwandte des Wiesels, darum auch wohl das große Wiesel genannt, nimmt bei Beginn des Winters nicht immer einen Wechsel in seinem Pelz vor. Vielmehr läuft es recht oft bis tief in den Winter hinein in seinem braunrötlichen Sommerfell herum, das aber bei plötzlich einfallendem Frost sich dann binnen weniger Tage weiß färbt, also nicht nur keinen Farbstoff mehr aus der Haut zugeführt erhält,

sondern auch unter der Wirkung der Kälte ausbleicht. Solchem rapiden Wechsel kann man sich nur erklären, wenn man annimmt, daß diese Schneetiere einmal überhaupt nur in einer Landschaft gelebt haben, die von fast immerwährendem Schnee bedeckt war und in der die weiße Farbe der natürlichste Schutz für die Bewohner dieses ewigen Winters war, wie wir das ja an fast allen Tieren des Polarkreises heute noch sehen. Darum braucht unser Hermelin aber nicht aus jenen eisigen Gegenden zu stammen, es kann immer heimisch bei uns gewesen sein und war es auch wahrscheinlich schon, als noch die Eiszeit Nord- und Mitteleuropa in einem Panzer von Gletschern und Schnee gefangen hielt. Das Fell dieser Wintertiere hat ein seltsam gutes Gedächtnis für das während der Eiszeit getragene Neuzere behalten, daß es im Nu bei Eintritt des damaligen Klimas wieder die alte Farbe anzieht. Daß diese auch die ursprünglichere gewesen ist und nicht die des Sommerkleides, dafür spricht auch, daß die Anlegung des braunrötlichen Pelzes fast die Zeitdauer eines Monats in Anspruch nimmt. Hier geht es nicht so fix, wie scheinbar unter der Wirkung eines Zauberspruchs beim Eintritt des Winters, sondern das weiße Winterfell, das nur an der Schwanzspitze noch „eine dunkle Erinnerung an den Sommer“ trägt, wird im Frühling regelrecht nach und nach ausgezogen; das Tier „haart“ dann, wie man es wohl nennt. Aber sein Winterpelz ist dem Hermelin nicht nur ein Schutz vor Feinden, es befähigt es auch besonders, sich nahe an seine Beutetiere heranzuschleichen. Das Hermelin ist ein unglaublich rabiat und mordlustiger Geselle. Alle kleinen Säugetiere und Vögel überfällt dieser listige, geschmeidige Luntichtgut, der hauptsächlich auch unter den schwächeren und den kranken Tieren eine furchtbare Auslese hält. Hühner, Tauben, Lerchen, Hamster, Mäuse, Maulwürfe, alles muß unter der mörderischen Schnauze dieses kleinen stinken Kämpfers verbluten, der selbst über Hasen herfällt und gar eine Wasserratte mitten in deren Element umbringt und von dort ans Ufer schleift.

Man glaubte eine Zeitlang, mit der Verfärbung des Sommers fells höre das Wachsen der Haare auf. Das Gegenteil aber hat man vortrefflich beim Schneehafen feststellen können, der tiefer in den Winter hin einen immer dichteren Pelz bekommt, eine Erscheinung, die man dann auch beim Hermelin und Polarfuchs bestätigt fand. Die Verfärbung des Schneehafen sieht fast aus, als steige ihm der Schnee allmählich über die Läufe in den Pelz hinauf. In Rußland allerdings legt nach den Berichten Ershubis der Schneehafe sein Winterfell nicht selten schon vor dem ersten Schneefall an und leuchtet dann „wie ein Stern aus dem dunkelgrünen Busch und dem braungelben Gras hervor“. Bei uns in den Alpen trifft man ihn am meisten zwischen der Lannengrenze und dem ewigen Schnee, aber man hat ihn auch schon dicht unter dem obersten Gipfel des Wetterhorns, in einer Höhe von 3600 Metern, erlegt. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft, weshalb der Gemsenjäger auch eine Kugel in sein Fell nicht für verschwendet hält. Aber nach langem Schneefall nutzt die sicherste Kugel nichts, dann liegt der weiße Meister Lampe tief unterm Schnee, wo er sich ebenso wie die Birken- und Schneehühner einfach einschneien läßt, manchmal gar 60—80 Zentimeter tief. Er kriecht erst heraus, wenn der Schnee zu einer guten Tragschicht zusammengefroren ist. Man sieht im Winter hin und wieder auch die schönsten Scheden unter den Schneehafen herumlaufen, bald mit einem weißen Kopf und graubraunem Hinterteil, bald mit Flecken übersät wie ein Forderter; dies sind Kreuzungsprodukte von gemeinen Hasen und Schneehafen, die bei grimmigster Kälte auch in tiefere Täler herabsteigen.

Ein anderes Schneetier der Alpen ist noch abgehärteter gegen die Unilden des unwirtlichen Klimas, da sein Lebensbezirk überhaupt erst an der Schneegrenze beginnt. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß man von dem Leben der Schneemaus, einer ziemlich kleinen Mäuschenratte, noch nichts Ausführlicheres weiß. Dieser vorzüglichste Pflanzenkost lebende, zirka 18 Zentimeter lang werdende Bewohner der eisigen Berggipfel legt, da nur zwei bis drei Monate die Sonne hier und da eine kleine Pflanzeninsel austaut, unterm Schnee weit sich hinziehende Gänge an und friß in diesen die letzten kümmerlichen Reste der Gebirgsvegetation weg. Wo sie im Winter auf den Alpenhöhen eine Unterkunftsbaude finden, rasten und ruhen sie nicht, bis sie sich zu den von Menschen nun nicht mehr behüteten Nahrungsvorräten durchgefressen haben. So fand Hugi einmal bei einem winterlichen Besuch der Gütte der Stiereggalp am Finsteraarhorn ungefähr 30 Schneemäuse vor, die stürmisch vor dem ganz unerwarteten Besuch Reißaus nahmen. Außer in den Alpen findet sich dies durch eine seltene Ausdauer und Abhärtung ausgezeichnete kleine Pelzwesen noch in den Pyrenäen. Es hat einen absonderlichen, aber darum auch den kleinsten Verbreitungskreis unter den Mäusen.

Als und zu verirren sich im Winter auf ihren weiten Zügen die in Nordasien und Nordamerika beheimateten Schneegänse zu uns. Man erkennt diese Fremdlinge gleich an ihrer charakteristischen Färbung, denn in das schöne weiße Gefieder legen sich an beiden Seiten zwei tiefschwarze Streifen, die ersten zehn Schwingen an jedem Fittich sind schwarz wie uralte Tinteniele. Die ziemlich großen Vögel sind von einer für uns ganz ungewohnten Zutraulichkeit, die sie dann aber wohl aus gutem Grunde sehr bald ablegen. Zum Schluß sei noch auf einen anderen Witergast unter den Schneetieren hingewiesen, der sich ab und zu in ganz vereinzelter Exemplaren während scharfer Winter auch bei uns einstellt, um

gewöhnlich bereits im Frühling als ausgestopfte Parität irgend eine Vogelstammer von Liebhabern oder gar auch ein „Maritäten-Restaurant“ zu schmücken. Die Schne-Eule, dieser Einsiedler im weißen Habit, ist sonst gewöhnlich am besten in der russischen Lundra anzutreffen, da sie dort ihr bevorzugtestes Nahrungstier, die Lemminge, in Hülle und Fülle hat. Ich selbst entdeckte sie einmal auf einer Jagd in Pommern am Rand eines tiefverschneiten und vom Reif blühenden Waldes. Wir hätten den sonst nie in Freiheit gesehenen Vogel kaum bei der schneeigen Klarheit seines Gefieders entdeckt, wenn nicht ein feiner Laum sichtbarer Schneeschleier aus dem kristallumschimmerten Geäst niedergerieselte wäre. Aus zitrongelben Sternen glühte ein Augenpaar groß und schön hervor und nur am Schnabel und an den Krallen hafteten schwarze Fleckchen im Gefieder. Als der Hund anschlug, tauchte sie im Nu fast lautlos wie ein weißer Schimmel im Winterwald unter.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Etwas von den Gespenstern. Daß Gespenster einmal etwas Tödendes sein konnten, will uns heute nicht mehr recht in den Kopf. Und doch ist dem so gewesen. In seiner Herkunft vom mhd. spanen (= verlocken) lautet das Wort ursprünglich die gespannt, woraus zunächst die gespenst und endlich das gespenste, u n s e r Gespenst (mit seiner erli der Reuzzeit angehörenden Mehrzahl Gespenster) wurde. Da spanen loden, verlocken heißt, ward die Grundbedeutung des Wortes Gespenst natürlich auch Lodung, Verlodung, Verführung und gespenstec bedeutet verführerisch. Also läget (stellt uns nach) der pös geist, wenn wir unseren vleiz legen auf dieser werlt gespenst und ir üppichait, sagt Konrad von Regensburg noch im 14. Jahrhundert. Daß dieses „Gespenst“ in alter Zeit als besonders vom Teufel ausgehend gedacht wurde, bezeugen vor allem Lamprechts von Regensburg Worte aus dem 13. Jahrhundert:

dieser werlde wolenste (Gunsf)
 diu ist des tiuvels gespenste
 und ein reizel (Reizmittel, Lockspeise) gegen der helle (nach der Hölle hin).

Da das Lockmittel lediglich den Zweck hatte zu täuschen, zu betrügen, so nahm auch das Wort Gespenst naturgemäß allmählich den Sinn von Täuschung, Blendwerk, Trugbild und Trug selbst an. Daß noch Luther den Ausdruck in dieser Bedeutung kennt, bezeugt sein Ausspruch: „Der babit richtet all sein Gespenst dahin, daß er abführe von dem reinen Glauben an Christum“. Und sagt nicht noch Lessings Minna in ähnlichem Sinne: „O, über die wilden und unbeugsamen Männer, die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst (trügerische Bild) der Ehre richten?“ Aus dem Sinne des Blendwerks und Trugbildes, des Unwirklichen, Unkörperlichen, ist dann endlich der zeitlich letzte Begriff des Wortes erwachsen, der unseres Gespenstes als eines geisterhaften Trugbildes, einer Geisteserscheinung, mit dem wir dann freilich zumeist nichts „Verlodendes“ mehr verbinden. Nur das „Gespenst“ der Ehre lodt die Menschen noch heute.

Kulturgeschichtliches.

Gagenetats vor 150 Jahren. Man spricht und schreibt immer und immer wieder — und nicht ohne eine gewisse Berechtigung — von den maglosen, stets sich steigenden peluniären Ansprüchen unserer Bühnengrößen und betrachtet diese Anforderungen an die Bühnenleiter als eine Ausgeburt der Reuzzeit, als etwas noch nie Dagewesenes. Dies ist ein Irrtum. Auch hierin gilt das Wort des alten Weisen: „Nichts Neues unter der Sonne“, denn bereits vor anderthalb Jahrhunderten, ja noch früher, wurden Künstlerhonorare gefordert und gezahlt, die, wenn wir den damaligen Wert des Geldes und die Billigkeit der Lebensbedürfnisse ins Auge fassen, den heutigen nicht nachstehen. Es soll hier nicht von den großen Hoftheatern gesprochen werden, deren Herrscher Unsummen für die von ihnen herangezogenen Sänger, Tänzer und Musiker verausgabten, nein, auch kleine und kleinste Höfe trieben auf diesem Gebiete eine Verschwendung, die in den meisten Fällen die Kräfte ihres Landes und ihre regulären Einnahmen weit überstieg. Schon Karl Eugen, Herzog von Württemberg (1737—93), der Gründer der Karlschule, zahlte seinem Ballettmeister, dem berühmten Vestris, für die Zeit von 18 Monaten, eine Gage von 40 000 Gulden, eine für jene Periode ganz unerhörte Summe. 1767 ordnete der Herzog eine umfassende Reduktion des Theateretats an, dessen Entwurf noch heute im Archiv des Finanzministeriums aufbewahrt wird. Nach der Durchführung dieser Maßregel wies der neue Etat noch immer folgende Posten auf: Oberkapellmeister Nicolo Jomelli, früher an der Peterskirche in Rom, 6100 Gulden, 10 Eimer Ehrenwein, 20 Klafter Brennholz und Fourage für zwei Pferde, Guise Aprile 6000 Gulden, Rassi Guira 4000, Bonani und Cartoni je 3000 und der Geiger Lotti 2500 Gulden usw. Unter den Mitgliedern der Opera buffa figurieren in diesem reduzierten Etat, der im Ganzen eine Summe von einer Viertelmillion Gulden aufweist, die Sänger Messeri und Rossi mit je 3500 und die Aulsterin mit 3000 Gulden. Noch größere Summen verschlang das Ballett, das der Herzog von dem berühmten Roberte, Bedantio, Bedanteur: Alfred Dielepp, Neufölln. — Druck u. Verlag:

dem großen Reformator auf diesem Gebiet, einrichten ließ, und dem er einen fünfzehnjährigen Vertrag mit einer Gage von 6000 Gulden, nebst 10 Eimern Wein und 20 Klafter Holz, sowie noch 400 Gulden für Kopialgebühren der Balletts, 130 Gulden für Schuhwerk und freie Wohnung gab. Auch die damaligen Ausstattungen verschlangen Riesensummen, denn auch darin wollte es der tyrannische Herrscher des kleinen Württemberg den größten Fürsten und namentlich dem prunkliebenden französischen König gleichen. Die Kostüme lieferte Rocquet, der große und kostspielige Kostümier der Pariser Großen Oper, den der Herzog zur Zeit der großen Feste alljährlich nach Stuttgart kommen ließ, um dem Ganzen einen erhöhten Glanz zu verleihen.

Und fragen wir uns, woher der Fürst eines Ländchens von 600 000 Einwohnern die Mittel zu solch unerhörten Ausschweifungen bernahm, so finden wir die Antwort auf einem der schauerlichsten Blätter der Weltgeschichte, die uns von dem schandbaren Menschenhandel berichtet, den deutsche Fürsten, namentlich aber die von Württemberg und Kurhessen trieben, indem sie ungezählte Tausende ihrer Landesfinder, gegen deren Willen, als Söldner nach Amerika verkauften und so ihr „Gottesgnadentum“ gar herrlich bewährten.

Astronomisches.

Der Lauf der Sonne durch den Weltraum. So dicht besetzt mit Sternen der Himmelstraum erscheint, so groß ist doch die Vereinsamung der einzelnen Himmelskörper, wenn man ihre Abstände von einander nach den dem Menschen aus dem täglichen Gebrauch vertrauten Maßen mißt. Aber selbst, wenn man sich mit astronomischen Begriffen hinreichend bekanntgemacht hat, um die Familienzugehörigkeit der Planeten mit der Sonne und untereinander zu verstehen, so geht doch eine Vorstellung der Entfernungen, die zwischen dieser Sonnenfamilie und anderen Gestirnen oder ähnlichen Gruppen bestehen über das menschliche Vermögen hinaus. Dennoch versucht der Menschengest die ungeheuren Räume zu durchmessen und zu umfassen, und schon seit einer Reihe von Jahrzehnten betrachtet man es als eine erwiesene Tatsache, daß die Sonne mit ihrer ganzen Schar von Trabanten einen Umlauf um einen Punkt des Weltraums vollführt, obgleich bisher weder die Länge noch die Zeitdauer dieser Bahn bestimmt worden ist. Die Astronomen der Gegenwart gehen aber noch einen Riesenschritt weiter, indem sie einen Schwerpunkt annehmen, um den sich alle Sternfamilien wie die der Sonne bewegen. Der Astronom der Sternwarte von Oxford, Professor Turner, hat sich seit Jahren mit Untersuchungen dieses Systems beschäftigt und ist zu dem merkwürdigen Schluß gekommen, daß sich die Sterne infolge der Massenanziehung des ganzen Systems nicht in kreisförmigen Bahnen wie die Planeten um die Sonne, auch nicht in offenen Bahnen wie manche Kometen, sondern in Schwingungen nach Art eines Pendels bewegen. Mit Bezug auf die Sonnenbahn findet Professor Turner jetzt auch den Mut zu genaueren Angaben. Er schätzt, daß die Sonne mit ihrem Planetengefolge 400 Millionen Jahre braucht, um die ihr vorgeschriebene Bahn zu durchmessen, und er glaubt ferner, daß sich die Sonne erst vor einer knappen Million von Jahren, vielleicht sogar erst vor 300 000 Jahren in der größten Nähe des Zentrums dieser Bahn befunden habe, so daß sie sich jetzt noch für viele Millionen Jahre von dieser entfernen wird.

Geologisches.

Wie die norddeutschen Salzlagerstätten entstanden? Der mächtige Aufschwung der Kalibergwerke Deutschlands hatte zur Folge, daß man sich auch wissenschaftlich über die Bildung der Salzlager vertiefte. Darüber war man sich im allgemeinen einig, daß das Salz als Niederschlag aus dem Meere entstanden ist. Jedoch machte es Schwierigkeiten, die Auffahrung so kolossaler Mineralmengen zu erklären. Nach der Walterischen Theorie trodnete bei dem eintretenden Wüstenklima ein rings abgeschlossenes Meer ein. Niederschlagsabflüsse und Quellen wuschen an den Rändern des Meeres das Salz aus dem Boden und führten es dem Meere zu. Dadurch fand eine Anhäufung des Minerals und seine Ablagerung an den tiefsten Stellen statt. Nachmann focht diese Hypothese an, da er bezweifelte, daß die vorhandenen Gyps-massen aus einem Meere entstanden sein könnten, da dieses dann eine Ausdehnung von 50 000 000 Geviertkilometer hätte haben müssen. Neben der Walterischen hielt sich die von Ochsenius begründete „Barrentheorie“. Diese nimmt an, daß während der Austrocknungsperiode das die norddeutsche Tiefebene bedeckende Meer von einer Barre abgetrennt und am Müdfluß gehindert wurde. Durch die Flut erhielt es aber eine Zeit lang neuen Zufluß; auf diese Weise habe sich schließlich der Salzgehalt konzentriert. Auch diese Theorie ließ sich anfechten; denn van t Hoff hatte festgestellt, daß sich die in den Salzlagerstätten vorgefundenen Mineralien nur bei hohen Temperaturen bilden. Geologische Gründe zwingen aber eine Temperatur von 10 Grad im Mittel, höchstens aber 20 bis 25 Grad, anzunehmen. Unter Berücksichtigung dieser Erwägungen erfährt dann die Barrentheorie folgende Ausgestaltung. Bei der Temperatur von rund 20 Grad schieden sich zuerst bis auf Tiefen von 700 Metern die Kalisalze ab. Der durch die Wassermassen auf die Ablagerungen hervorgerufene Druck verursachte eine Temperaturerhöhung bis auf 32 Grad., wodurch eine molekulare Umwandlung der Kalisalze und eine Ausscheidung von Salzen entsprechend dieser Temperatur vor sich ging.